

## Rezensionen und Kurzanzeigen

Les maximes théâtrales en Grèce et à Rome: transferts, réécritures, remplois. Textes réunis par Christine Mauduit et Pascale Paré-Rey. Actes du colloque organisé les 11–13 juin 2009 par l'Université Jean Moulin-Lyon 3 et l'ENS de Lyon. Lyon: CEROR - Paris: Diffusion Librairie De Bocard 2011. 465 S. (Collection du Centre d'Études et de Recherches sur l'Occident Romain – CEROR. 37.) ISBN 978-2-904974-41-0

Dieser Band dokumentiert die 22 Beiträge eines internationalen Kolloquiums, das durch die Collection du Centre d'Études et de Recherches sur l'Occident Romain – CEROR der Universität Jean Moulin, Lyon 3 organisiert wurde und zwischen dem 11. und 13. Juni 2009 an selbigem Ort stattfand. Die Teilnehmer der Konferenz gehen in ihren Problemstellungen, die in Summe einen inhaltlich-historischen Bogen von der griechischen Klassik bis in die byzantinische Epoche schlagen, der Frage nach, wie und wo *maximae* und *sententiae* (γνώμῃ), d. h. lehrhafte Denksprüche, Lebensregeln und Meinungen, treffende Wahrheiten etc. aus der griechischen und lateinischen dramatischen Literatur, aus ihrem ursprünglichen dramatischen Kontext herausgelöst und verändert, Eingang in gleiche, ähnliche oder andere antike literarische Genres fanden: von einem Tragödienautor zum anderen, von der Tragödie zur Komödie, vom Drama zum Roman, in die Rede, Historie, Philosophie, in die christliche Literatur, in Lexika etc. (Zur theoretischen Definition in der Antike von literarischen Begriffen wie Maxime, Sentenz, Gnome, Sprichwort und Zitat und deren Handhabung in der Praxis siehe das Kapitel Introduction von Ch. Mauduit und P. Paré-Rey [7–17] in diesem Buch.) Der erste Teil dieses Sammelbandes (21–200) beschäftigt sich mit Gnomen und Sentenzen sowie deren Transformation vor allem im Schauspiel (Komödie und Tragödie). Der zweite Abschnitt (201–384) konzentriert sich auf die Wiederverwendung von dramatischen Maximen in anderen literarischen Genres (Rhetorik, Satire, Philosophie), in religiösen Schriften und in Lexika. Der Anhang gliedert sich in *Index locorum* (405–425), *Index rerum* (427–430) und *Références bibliographiques* (431–456) auf. – Wir folgen in unserer Besprechung der chronologischen Reihenfolge des Herausgeberpaares:

Mit Fokus auf die aischyleische Agamemnontragödie zeigt Michel Fartzoff (21–32), wie überlieferte und althergebrachte religiöse und ethisch-moralische *sententiae* (vor allem aus den Schriften des Solon, Pindar und Hesych), in ihrer ursprünglichen Kernaussage verändert, Eingang in die zu erzählende dramatische Handlung fanden bzw. wie und wo diese traditionell manifestierten sittlichen Aussagen vom Autor der Orestie übernommen und für die Handlung vorgangsrelevant eingesetzt wurden. Anhand der Charaktere und ihrer Funktion im Stück werden diese ‚verfälschten‘ *sententiae*, d. h. deren (neues) dramatisches Ergebnis, von Fartzoff einer Prüfung unterzogen. – Diane Cuny (33–53) behandelt sophokleische *sententiae*. Zum einen, wie und wo der attische Dramatiker prinzipielle Aussagen und lehrhafte Meinungen von seinen Vorgängern (z. B. Homer) für seine Arbeit benutzt und einge-

setzt hat, zum anderen, wie eben diese von Sophokles genormten und potentiell umgeformten Leitgedanken von seinen dichtenden Nachfolgern (Plutarch, Athenaios, Clemens von Alexandria und Aulus Gellius) – aufgeworfen und neu geschrieben – wieder verwendet wurden. – Anhand einiger gesicherter früher Epicharmus-Fragmente des gleichnamigen Corpus geht Anne De Cremonoux (55–68) dem Problem nach, wie die dort dokumentierten und verbürgten *gnomai* dazu beitragen können, die Echtheit und Autorenschaft einer Schrift – z. B. des umstrittenen Pseudoepicharmus (fr. 244 K.-A.) – zu belegen. Desweiteren legt sie dar, wie man das frühe Genre der Komödie, das sog. ‚sizilische Drama‘ (erstes Viertel des 5. Jh. v. Chr.) unter Zuhilfenahme von ausgewählten *gnomai* und *sententiae* begriffsbestimmter definieren kann. – Am Beispiel der Komödien *Thesmophoriazusae*, *Ranae*, *Ecclesiazusae* und *Lysistrata* zeigt uns Christine Mauduit (69–92), wie der Dichter Aristophanes tragische *sententiae*, insbesondere von Euripides und Agathon, aber auch von Sophokles (z. B. *Aias*) und Aischylos (z. B. *Niobe* fr. 161,2–4 Radt), als Keim für besondere komische Bühneneffekte einsetzt, um so, aus dem ursprünglichen Bezugsrahmen herausgelöst, auf anarchisch-humoristische Art und Weise und in einem absichtsvoll verkehrten Gebrauch der Sprache, überlieferte religiöse, moralische und ethische Werte ins Gegenteilige zu kehren. – Christophe Cusset und Nathalie Hostis (93–108) erkundigen sich in ihrem Artikel nach den Sentenzen in den drei bestüberlieferten Komödien des Menander *Dyskolos*, *Samia* und *Aspis*. Methodisch behandeln sie eine Reihe von Fragen, wie z. B. die rein formale nach der Häufigkeit und dem Einsatz der gnomischen Formen in diesen Lustspielen. Aber auch inhaltliche Fragen nach dem kontextbezogenen Effekt, d. h. nach den traditionellen und moralischen Auswirkungen der *gnomai* und *sententiae*, nach der dramaturgischen Nutzbarkeit für die zu erzählende Handlung. – Auch Carlo Pernigotti (109–117) beschäftigt sich in seiner Fragestellung mit dem bedeutendsten Autor der neuen Komödie. Anhand ausgewählter schriftlicher Zeugnisse versucht der Autor dem Leser näher zu bringen, warum ausgerechnet Menander in der antiken und nachantiken Literaturwissenschaft schlechthin als gnomischer Autor evaluiert wird, obwohl die sog. *Menandri Sententiae* (eine nach dem Anfangsbuchstaben der einzelnen *gnomai* alphabetisch geordnete Sammlung von *monostichoi*) mehrheitlich nichts mit dem ‚realen Menander‘ und seiner poetischen Arbeit zu tun haben. – An der Mythenravestie *Amphitruo* des Plautus und seines Stücks *Captivi* schlägt Bénédicte Delignon (119–139) in ihrem Artikel vor, aus einer für das plautinische Werk bestehenden Definitionspraxis heraus, für die genannten Stücke eher Termini wie ‚Intergenerizität‘ und ‚Intertextualität‘, anstatt wie üblich die gängigen Begriffe ‚Neudichtung‘ und ‚Wiederverwendung‘ zu benutzen, da wir es hier ihrer Ansicht nach eher mit der ‚Imitation eines tragischen Modells‘ zu tun haben. – Christina Filoche (141–156) untersucht und vergleicht *sententiae* am Beispiel der plautinischen *lena-nutrix*-Figuren, die, in ihrem Wesen moralisch und ethisch verändert, ihren charakterlichen Ursprung als Erzieherinnen in der griechischen Tragödie haben (z. B. in den *Choephoron* des Aischylos, im *Hippolytos* und der *Andromache* des Euripides). Anhand einiger textlicher Exempel belegt sie die zu Lustspielzwecken von Plautus vorgenommenen handlungsrelevanten charakterlichen Veränderungen, die er weg von den ursprünglichen Eigenschaften einer tugendhaften und sittsamen Verhaltensweise, hin zu einem emotional-hedonistischen Gehabe, umgeformt hat. – Mit den Maximen und Sentenzen des Terenz im Kommentar des spätantiken Grammatikers Aelius Donatus (4. Jh. n. Chr.) beschäftigt sich Bruno Bureau (157–176) und verfolgt zwei unterschiedliche Fragestellungen: Einerseits widmet er sich der antagonistischen Rolle und Aufgabe der *sententiae* im Kommentar des Donatus, andererseits analysiert er den Einfluss der übernommenen Leitsätze

und Maximen des Grammatikers auf den moralisierenden und ethisierenden Diskurs, der die Komödien von Terenz überlagert. – Anhand theatralischer Maximen in den Tragödienfragmenten der vier römisch-republikanischen Dramatiker Livius Andronicus (*Achilles*, *Ajax mastigophorus*), Ennius (*Hecuba*, *Iphigenia*), Pacuvius (*Hermiona*), Accius (*Atreus*) sowie der beiden kaiserzeitlichen Seneca-Tragödien *Agamemnon* und *Troades* untersucht die inzwischen verstorbene französische Altphilologin Jacqueline D a n g e l (177–187) das von den antiken Autoren beabsichtigte, werte- und pflichtbezogene Ziel ihrer verwendeten Denkprüche bzw. die gesellschaftspolitischen Ideale und Prinzipien, die mit diesem bewussten literarischen Einsatz von gnomischen Versen in der römischen Tragödie verbunden werden. – Im elften und letzten Beitrag des ersten Abschnittes (189–200) beschäftigt sich Alfredo C a s a m e n t o (Universität Palermo) mit Verspassagen aus dem zweiten Chor der Phaedra-Tragödie des Seneca, in der die visuelle Schönheit des Hippolytus zentrales Thema ist. In der durch zahlreiche *sententiae* ausgezeichneten Szene – genannt werden die römischen Dichter Vergil und Ovid – ist es vor allem der Topos der (vergänglichen) Schönheit, der hier philosophischen Charakter hat und der, als *gnome* transformiert, neu geschrieben wurde.

Pascale P a r é - R e y (203–218) beschäftigt sich in ihrer Studie mit dem römischen Mimographen und Archimimus Publilius Syrus und den ihm zugeschriebenen Sentenzen im Prosawerk des Seneca. Zum einen bringt er die charakteristischen Merkmale der Übertragung von dramatischer Poesie in die philosophische Prosa zur Diskussion, zum anderen, wie diese *sententiae* aus der Bühnenliteratur herausgelöst und inhaltsrelevant für eine philosophische Argumentationslinie umgeformt wurden. – Durch Prüfung und Analyse der *sententiae* und *gnomai* im römischen Mimus (Publilius Syrus, Decimus Laberius) samt ihrer Rezeption in anderen literarischen Genres und Textformen unternimmt Marie-Hélène G a r e l l i in ihrem Artikel (219–233) den Versuch, diese näher zu spezifizieren und zu charakterisieren, und wirft dabei u. a. folgende Fragestellung auf: Haben antike Grammatiker und Philosophen wie z. B. Aulus Gellius, Macrobius oder auch Augustinus die *sententiae* und *gnomai* durch Übernahme in ihre Schriften verwendet, obwohl diese einem profanen und trivialen literarischen Typus entstammen? – In ihrem interessanten Artikel spürt Sophie G o t t e l a n d (235–253) Zitate aus der griechischen Tragödie nach, die zu erzieherischen Zwecken und zur Charakterbildung Eingang in die attische Rede als poetische *gnomai* gefunden haben. Sie macht auf die unterschiedlichen literarischen Arbeitsweisen und Methoden der *Oratores* aufmerksam, die z. B. nachträglich in ihren Reden fiktiv-relevante Verbindungen zum Drama herstellen, um so eine aufgebaute Argumentationskette mit politischen Kommentaren und Lebensweisheiten untermauern zu können.

Mit der dramatischen *sententia* und ihrer methodischen Zusammensetzung in Ciceros Reden *Pro Caelio* und *Pro Sestio* beschäftigt sich Gabriella M o r e t t i (255–275). Ihr Ziel ist es, mittels ausgesuchter Abschnitte der beiden Verteidigungsreden, die offenkundig anhand von Zitaten und Maximen aus tragischen und komischen Theatertexten entwickelt wurden, Genaueres über die Entstehung dieser beiden Ansprachen – respektive Passagen daraus – in Erfahrung zu bringen und auf den massiven Einfluss der literarischen Technik der theatralischen Nachahmung in juristischen Reden und bei der Urteilsfindung aufmerksam zu machen. – Am aussagekräftigen Beispiel seiner Privatkorrespondenz (u. a. *Epistulae ad familiares*) bzw. an ausgewählten philosophischen Schriften (z. B. *Tusculanae disputationes*) begutachtet Marie L e d e n t u (277–293) die ciceronische Praxis der literarischen Verwendung tragischer *sententiae* und Maximen (bes. aus den Werken der beiden Tragiker Euripides und Ennius), ordnet diese nach inhaltlichen Themengebieten ein, und versucht anhand des

persönlichen und privaten Kontexts des Verfassers die bewusste ethische und politische Nutzung dieser Zitate zu verdeutlichen. – Ebenfalls mit Fokus auf die philosophischen Schriften (z. B. *De officiis*, *De finibus*) und rhetorischen Arbeiten Ciceros (z. B. *De oratore*) analysiert Laure H e r m a n d (295–304) den Gebrauch der Maximen, die Cicero aus den Komödien des Terentius (besonders *Heautontimoroumenos*) entlieh. Im Zentrum ihrer Studie stehen hier, neben Fragen zum theatralischen Kontext, auch die ethischen Inhalte der von ihm übernommenen und rezipierten Zitate. – Senecas *Apocolocyntosis* und die darin enthaltenen Zitate des Euripides (*Kresphontes* fr. 449 Nauck = 67 Austin) und des Ennius (*Iphigenia scaen.* 244 Vahlen = 187 Jocelyn) gilt der Beitrag von Alice B o n a n d i n i (305–316). In ihrem Artikel hebt sie die Unterschiede der beiden übernommenen Zitate hervor, die nachträglich von Seneca zu polemisch-parodistischen Zwecken verzerrt und entstellt wurden. – Mittels des berühmten dramatischen Verses Hippolyt. 612 (ἡ γλῶσσ’ ὁμῶμοχ’, ἡ δὲ φρήν ἀνώμοτος – „Es schwor die Zunge, doch mein Herz blieb ohne Schwur“) beschreibt Valérie V i s a - O n d a r ç u h u (317–329), ausgehend von Euripides über Aristophanes bis hin zu Lukian, die literarische Historie seiner formalen Umschreibung und Veränderung. Am prägenden Beispiel dieses chronologischen Verlaufes weist sie den Leser darauf hin, warum wir am Ende dieser Kette von einer ‚wahren Neuschreibung‘ dieses Verses sprechen sollten. – Isabella B o e h m (331–346) untersucht in ihrer Arbeit die Maximen im Werk des Galen. Da die übernommenen tragischen Zitate zumeist eine rein ästhetisch-dekorative Funktion im Corpus seiner Schriften einnehmen, zielt ihre Abhandlung vor allem auf deren individuelle Funktion, auch um einen methodischen Einblick in die schriftstellerische Arbeitsweise des Autors zu bekommen. – Mit den dramatischen Sentenzen im Werk des Kirchenvaters Hieronymus beschäftigt sich Régis C o u r t r a y (347–367). In seinem Beitrag untersucht er einerseits, welche *sententiae* Hieronymus von Plautus, Terenz, Seneca, Sextus Turpilius, Naevius und Ennius zum Nutzen und zur Verbreitung des christlichen Glaubens entlehnt, andererseits wirft er einen Blick auf die Sprichwörter und Redewendungen, die sich keiner konkreten Quelle zuordnen lassen. Im dritten Punkt seiner Aufarbeitung sind es die neuen verschobenen Bedeutungen bzw. der neue Kontext dieser Maximen, denen er sich in Form eines Vergleiches mit den Originalen nähert. – Im letzten Artikel dieses Sammelbandes sind es die zahlreichen *gnomai* des Atheners Sophokles im byzantinischen Suda-Lexikon, denen Valérie F r o m e n t i n (369–384) nachspürt. Nach einer von ihr vorgenommenen typologischen Einteilung der ausgewählten Zitate analysiert sie die literarischen Quellen, die die Autoren eines Lexikonartikels jeweils verwendeten, um damit auch in weiterer Folge auf den sittlichen Wert und das gnomische Potential einiger sophokleischer Verse hinzuweisen.

Raimund Merker

\* \* \*

Enrico Flores, Livi Andronici *Odusia*, Introduzione, edizione critica e versione italiana. Napoli: Liguori Editore 2011. XXIII, 68 S. (Forme materiali e ideologie del mondo antico. 39.) ISBN 978-88-207-5109-8

Enrico Flores, Cn. Naevi *Bellum Poenicum*. Introduzione, edizione critica e versione italiana. Napoli: Liguori Editore 2011. XLIX, 115 S. (Forme materiali e ideologie del mondo antico. 41.) ISBN 978-88-207-5501-0

Mit seiner Edition der *Odusia* des Livius Andronicus hat F. einen wichtigen Beitrag zur wissenschaftlichen Erfassung des Archaeten der lateinischen Literatur geleistet, eines archaischen Autors, dessen Verse bekanntlich noch der *plagosus Orbilius* dem Horaz und dessen Kameraden einbläute. In der ‚Introduzione‘ betont F., dass in einer überwiegend von der Mündlichkeit geprägten Zeit die *scribae* für die Entstehung der Schriftlichkeit von Bedeutung gewesen seien, mit denen man wohl auch die Entstehung der Poesie in Verbindung zu bringen habe. Die *Odusia* kann daher kaum eine getreue Übersetzung der homerischen Odyssee gewesen sein: vielmehr habe es sich um eine Auswahl von allenfalls 1500 Saturniern gehandelt (die noch in einer Rolle unterzubringen waren; vgl. Gell. 18,9,5f. *liber*). Im Prinzip stehen wir hier vor einem ähnlichen Problem wie bei den homerischen Epen, wo die Forschung aus technischen Gründen keine schriftliche Fassung des Großepos durch Homer annimmt. Im Falle der *Odusia* ist diese These bisher kaum vorgebracht worden. Eine interessante Hypothese ist auch die relative Spätdatierung der *Odusia* erst nach der Mehrzahl der Tragödien des Autors: Im Gegensatz zu diesen sei die *Odusia* bereits durchwegs latinisiert (z. B. *Camena* für *Μοῦσα*, *Morta* für *Μοῖρα*). Stilmittel seien bei diesem Werk insbesondere Ausdruck der Mündlichkeit (wir kennen solches ja z. B. auch aus den sprichwörtlichen *versus quadrati*), weniger eines besonderen künstlerischen Wollens.

In der Anordnung der 32 als authentisch erkannten und der zwei unsicheren Fragmente folgt F. im Wesentlichen der Edition von W. Morel (1927), dazu kommen die vier unechten Fragmente in Hexametern. In der Orthographie tendiert F. zu archaischen Formen; Hiata werden weithin anerkannt. F. gibt nach dem Text des einzelnen Bruchstücks jeweils die Übersetzung, dann die homerische(n) Analogie(n) sowie die metrische Analyse, im Apparat dann den Überlieferungsträger (fast immer nur ein Testimonium) sowie im kritischen Apparat eine möglichst vollständige Dokumentation der bisherigen Arbeit an diesem Bruchstück. Die Arbeit wird beschlossen von einem *conspectus librorum* sowie von einer Konkordanz mit den Editionen Morels und Mariottis (1986). F. hat uns mit diesem Buch ein vorzügliches Arbeitsinstrument an die Hand gegeben, mit dessen Hilfe die Erforschung dieses wichtigen Autors weiter vorangetrieben werden kann.

Einige kritische Anmerkungen: In fr. 3 erscheint das Metrum fraglich; hier ist die Gliederung bei Blänsdorf wohl vorzuziehen; fr. 6: Hier ist *plorume* nur auf Iss. belegt (vgl. Leumann, Laut- und Formenlehre 427); vielleicht sollte man eher *plorumei* (Hss. *plurimi*) schreiben; fr. 7: *primum* erscheint sehr gut, ebenso fr. 8 *ad scalmos*; fr. 13: Hier wäre eine vollständigere Anführung des Testimoniums (*haec puer*) vorteilhaft; fr. 17: *venisse* (*parentis*) erscheint metrisch gewagt; fr. 19: Vielleicht sollte man mit Zander (zitiert bei Blänsdorf) *genus* *macerat humanum* wählen; *citae* erscheint wenig plausibel (vielleicht *navem*?); fr. 20: Der Vers scheint ein wenig zu hinken; vielleicht sollte man doch nach *eo* einen Einsilber einfügen (*iam*?); fr. 22: F.’s *filia me(d)* ist wohl *coniectura palmaris*; fr. 23: Ich glaube nicht, dass Livius Andronicus noch *macis cavisi* (für *magis gavis*) geschrieben hat (*macis* Konjekture für *paucis*); fr. 25: *homones* (K. O. Mueller) würde den Rhythmus glätten; fr. 28 könnte man *nēquē tāmēn tē(d)* erwägen; *Laertie* mit Synizese von *-ie* ist sehr auffällig, doch wäre *Doppelbrevis* rhythmisch ebenfalls nicht überzeugend.

Unmittelbar nach der Edition der *Odusia* veröffentlichte F. auch das Epos des zweiten großen Dichters der lateinischen Literatur, des Kampaners (und römischen Bürgers) Gnaeus Naevius. Als ursprünglichen Titel des Werkes erschließt F. *Carmen belli Poenici* und schätzt den Umfang auf etwa 2000 Saturnier. F. begründet auch hier seine Sicht der Rezeptionssituation: Das Werk sei zwar schriftlich niedergelegt, die Kommunikation aber durchwegs

mündlich („... fu un'opera scritta ma per una destinazione eminentemente aurale“; „le strutture metriche hanno la funzione di organizzazione del pensiero poetico“; auch Klangfiguren, Formeln etc. seien in diesem Zusammenhang zu sehen [XII]). Die Dichtersprache sei noch im Bereich der damaligen Umgangssprache angesiedelt (Neigung zur Abundanz und zur Wortwiederholung), die Trennung zwischen ‚gelehrt‘ und ‚populär‘ erfolge erst ab Ennius; bei Naevius sei sie allenfalls in Ansätzen zu greifen (XIV).

Von besonderem Wert ist die umfangreiche Rekonstruktion des *Bellum Poenicum* (XXIff.), in der sich F. erheblich von Barchiesi (1962) und Blänsdorf (1995) unterscheidet. Besonders herausgearbeitet werden der Einfluss, den Naevius auf Vergils Aeneis genommen hat, und die Besonderheiten des Stils: Archaische Wortformen, in der Überlieferung oft durch spätere Formen ersetzt, seien damals noch lebendig gewesen. Immer wieder werden Hinweise auf römische Wertvorstellungen gegeben und Parallelen zwischen der Darstellung des ersten punischen Krieges und der Situation im Hannibal-Krieg gezogen (zu *stuprum*, damals noch im militärischen Kontext gesehen, vgl. fr. 46; p. XLI).

Die Edition ist strukturiert wie die der *Odusia*: Text, Übersetzung, Metrum; Testimonien, kritischer Apparat mit reicher Dokumentation der Überlieferung und der wissenschaftlichen Arbeit an den einzelnen Fragmenten.

Einige kritische Anmerkungen: Das Lexikon des Osbernus von Gloucester wird jetzt nach der neuen Edition von P. Busdraghi (und anderen) zitiert und nicht mehr nach A. Mai. Ob die Schauspieler der *fabula palliata* Masken trugen, ist umstritten (dies zu p. XIXf.). – fr. 9: *illi(n)c* (mit Voss) erscheint eine sinnvolle Änderung; fr. 13: F. schreibt *genu(s)*, obwohl dadurch die von ihm angenommene *Longa* verloren geht; insgesamt erscheint *Leos <od>isti* trotz der metrischen Nachteile plausibler als *sisti* (= *sivisti*); das von F. kritisierte *<urs>isti* stammt übrigens schon von Bothe (s. Blänsdorf); fr. 16: Die Rekonstruktion des Fragments erscheint hier wie bei den meisten vergleichbaren Versuchen (fr. 18. 28. 30. 31. 36. 37) nicht überzeugend; bei den Fragmenten 18 und 36 könnte man vielleicht mit *(g)nata(e)* weiterkommen; fr. 17: Nach F. spricht, anders als bei Vergil, Anchises die Gefährten nach dem Seesturm an (er erreicht ja bei Naevius noch Italien); fr. 21: *<fibulam>* erscheint nur auf den ersten Blick überzeugend, doch ist die Koordination mit *vestem* nicht gegeben, ebenso ist die metrische Gestaltung wohl nicht akzeptabel; fr. 27 wird, trotz des *alibi* bei Macrobius, in den Kontext der Götterversammlung eingeordnet, möglicherweise zu Recht; vielleicht sollte man *cum* als (Minuskel)Korruptel von *tum* ansehen (dies mit Schütte); fr. 28: Das sinnlose *cata-tosiopomenon* ist jedenfalls (mit Barchiesi) auf einen Irrtum der Überlieferung zurückzuführen (= τὸ κατασιωπόμενον); fr. 34,2: *Penatum* (Bücheler) scheint das Metrum zu sanieren; fr. 43,2 *Romanus exercitus* ergibt kaum ein brauchbares erstes Kolon des Saturniers; entweder ist *exercitus* zu streichen (Vahlen, Barchiesi, Blänsdorf) oder die Umstellung der Wörter vorzunehmen (Baehrens); auch in der zweiten Vershälfte liegt hier anscheinend eine Korruptel vor; die Fragmente inc. sed. 55 und 56 stehen bereits als fr. 33 und 34 in der Edition der *Odusia*.

Walter Stockert

Florian Hurka, Die *Asinaria* des Plautus. Einleitung und Kommentar. München: C.H. Beck 2010. 336 S. (Zetemata. 138.) ISBN 978-3-406-60809-4 ISSN 1610-4188

Es handelt sich bei diesem Buch um die überarbeitete Fassung der Habilitationsschrift Florian Hurka, eines jungen Gelehrten aus der Schule Eckard Lefèvres. Ein Schwerpunkt

des Buches liegt auf der Erarbeitung einer tragfähigen Hypothese bezüglich des griechischen Vorbildes, das Plautus im Prolog ausdrücklich einem sonst nicht bekannten Demophilus zuschreibt, und einer Darlegung der Arbeitsweise des Dichters, der seine Dramaturgie unter starkem Einfluss des oskischen Stegreiftheaters, der *fabula Atellana*, entwirft (*Maccus*, Vers 11, ist dort stehende Figur). H. gibt keine Edition mit kritischem Apparat bei, doch ersieht man seinen vollständigen Text aus den Lemmata des Kommentars, dazu kommt eine Appendix mit der Auflistung der Abweichungen von den Editionen Leos (1895) und Daneses (*Sarsinae et Urbini*, 2004).

Die Einleitung besteht aus drei Teilen: (1) Die *Asinaria* im Urteil der modernen Forschung (13ff.); (2) Die *Asinaria* im Kontext der römischen Bühne (26ff.); (3) Die Dramaturgie der *Asinaria*: Plautus und Demophilus (36ff.) mit einer Besprechung der einzelnen Szenen und Handlungszüge. – H. wehrt sich gegen die Bewertung der *Asinaria* als eines „Possenspiels einfachsten Charakters“ (so der Rez. in seiner Besprechung von Vogt-Spiras *Asinaria*-Kapitel in ‚Plautus barbarus‘, *AAHG* 47 [1994], 45ff.), eine Bewertung, die jedoch sogar Lefèvre in seinem Beitrag zur *Atellana letteraria* anklingen lässt (*Atti della Prima Giornata di Studi sull'Atellana*, Urbino 2010): „Essendo una delle commedie più triviali“ (17). Man muss H. darin recht geben, dass das plautinische Drama zum einen kunstvolle Modifikationen fester Strukturmuster aufweist (z. B. ist der Vater eingangs nicht Gegner, sondern Helfer des verliebten Sohnes, eine Einstellung, die dann in der *Exodos* überraschend demaskiert wird), zum anderen auch feinere Töne in der Charakteristik Philaeniums bei ihrer Konfrontation mit der sie verkuppelnden Mutter, aber auch bei ihrem Gespräch mit ihrem jungen Liebhaber erkennen lässt (gröbere Töne in der *Exodos* tun dem kaum Abbruch). Inwieweit diese Züge ‚plautinisch‘ sind oder aber bereits dem griechischen Vorbild angehörten, entzieht sich unserer Kenntnis. H. geht von der extremen These Vogt-Spiras (*Plautus barbarus*, 11ff.) ab, das Stück sei ohne direkte griechische Vorlage von Plautus aufgrund seiner Kenntnis der *Nea*-Strukturen geschaffen worden, und nimmt, wie es die *communis opinio* darstellt, mehr oder weniger starke Überarbeitung an. Ohne hier im Detail auf die Argumentation H.s eingehen zu können, möchte ich nur betonen, dass doch weit mehr für eine Zuweisung von I 2/3 an den Konkurrenten *Diabolus* spricht (vgl. dazu p. 44ff.). Zwar betont H. richtig, dass das Publikum den Auftritt des jungen *Argirippus* erwartet, dessen Liebschaft zuvor im Zentrum stand, und die im Text selbst fehlende Namensnennung spricht ebenfalls für diese Zuweisung, die die Hss. (in den Szenenrubriken) vorsehen, doch wiegen die Gegeneinwände schwerer: Zum einen widerspricht die geplante Betrugsintrige in I 1 dem Vorhaben des Sprechers unserer Szene, das Geld von Freunden oder gegen Zins zu leihen (Vers 245ff.), und ebenso spricht der Auftritt des *Argirippus* aus dem Hetärenhaus in III 3 (wo er sich auch nach Vers 329 aufhält) dagegen, dass er zuvor fortgewiesen wird; weiters passt in Vers 135 der Hinweis des Sprechers, er habe sein Vermögen auf dem Meer erworben und hier (= im *lupanar*) wieder verloren, nicht zu dem allem Anschein nach mittellosen *Argirippus* (vgl. auch 139ff., wo der Sprecher darauf hinweist, dass er *Cleaereta* zu Wohlstand verholfen habe, während in 522ff. betont wird, *Argirippus* habe der Hetäre gar nichts eingebracht), und man wird auch die wilden Drohungen im *Canticum* kaum dem eher stillen, wehrlösen *Argirippus* geben. H.s Hypothese, *Diabolus* könnte im griechischen Vorbild aufgetreten sein, ist ebenfalls Ausdruck der hier vorliegenden Unsicherheiten. – In der Auswertung stilistischer Phänomene für die Interpretation ist H. oft sehr erfolgreich; so ist z. B. die von ihm aufgezeigte Inszenierung der Geldintrige als eines militärischen Unternehmens (p. 49ff.) überzeugend. Im Kommentar versucht H. alle wichtigen textkritischen, metrischen und stilistischen Phänomene sowie alle Probleme

der Dramaturgie übersichtlich abzuhandeln. Gewisse Schwächen findet man am ehesten in der Metrik (so ist leider C. Questas *Metrica di Plauto e di Terenzio*, Urbino 2007, nicht mehr verwendet worden, sondern nur die dadurch überholte ‚Introduzione‘).

Es folgen Bemerkungen und Korrekturen zur Metrik und einige Kommentar-Beiträge zu Sprache, Textkritik und Interpretation. Zur Metrik: Vers 4: *poplum* ist Synkope, nicht Anaptyxe; Vers 6: Es ist wohl am besten, für *mi(hi)* die Regelung der editiones Sarsinates zu übernehmen und, wo dies metrisch möglich ist, *mi* zu schreiben; Vers 52: *quōd amēt mēus* bedeutet keinen Verstoß gegen das Gesetz von Bentley-Luchs, wohl aber Vers 64 (sollte man dort vielleicht *liberis omnes suis* schreiben?); in Vers 55 ist *sēd ēum* zu skandieren, *eum* ist also nicht einsilbig; Vers 108 und passim: die Hinweise auf den umstrittenen ‚Versiktus‘ (der z. B. von Questa strikt abgelehnt wird) finden sich allenthalben; Vers 110: in Fällen wie *erit animo meo* neigt Questa jetzt eher zur Annahme einer geteilten Hebung als zu der eines ‚locus Jacobsohn‘ (Metrica 253f.); Vers 148 versteht Danese gewiss *tē ěg(o) ūlciscar*; Vers 158 steht *te* in prosodischem Hiatus; Vers 159: Hier argumentiert H. gegen das Meyer’sche Gesetz, das bei Wortende nach dem 4. und 8. Element des Senars bzw. dem 7. und 11. Element des Septenars vorher reinen Jambus postuliert (vgl. Questa, Metrica 383ff. mit den möglichen Ausnahmen, zu denen unser Vers zählt; immerhin sei H. zugestanden, dass dies anstatt eines Gesetzes eher eine starke Tendenz darstellt); Vers 168: *mōdō quōd āccēpisti* ist wohl eine unerträgliche Form der IK; Vers 203 *coactio* liegt doch wohl Synizese von *-oa-* vor (Questa, Metrica 174); Vers 233 scil. *relicuum* (vgl. 442); Vers 272 *ill(i)c* ist Synkope, nicht Apokope; Vers 329 *es* ist immer Longa; Vers 391: *vidēt* kann auch (ursprüngliche) Longa sein, vgl. 429 *queritēt*; 451 *obstitit*; 501 *adnumeravit* (dazu Lindsay, Early Latin Verse 179) und öfter; in Vers 405 ist wohl *siquidem* mit Tonanschluss zu lesen, nicht *sī quid(em) hērcle*; Vers 432: *ehō* mit Hiatus in der Dihärese, dann *ēcquis* (Tonanschluss); Vers 552: *scapulas* passt nicht in die Struktur des jambischen Septenars mit Mitteldihärese, noch problematischer ist *pro meritō nūnc tūō* (oder Synizese von *-uo-*?) in 560, vgl. auch 582 (dort *contini* nötig) und 730 (wo Umstellung nötig ist); Vers 609: *egō* ist nicht so selten wie H. meint (vgl. Kaempf, De pron. pers. usu ... 17); Vers 709 passt *pōstēā* nicht in den Vers (sicher nicht *postēā*); Vers 828 kann *pater* wohl mit Schlusslonga gelesen werden (vgl. R. Gerschner, Deklination der Nomina des Plautus, Heidelberg 2002, 97).

Bemerkungen zu Text, Sprache und Detailinterpretation: Vers 5: *reside* ist wohl mit Traina *obscaeno sensu* zu verstehen; Vers 14f. und passim: In der Zuschreibung von Konjekturen sollte man sich an die Edition Daneses halten; Vers 20: *Zu hodie* in Drohungen vgl. Rez. zu Aul. 48 (im Griechischen ἔτι); Vers 43: *cave malam rem* bezieht sich wohl auf Prügel; Vers 100: warum nicht *reti* mit Rud. 1071 (so jetzt auch de Melo in der Loebedition)? H.s *rete <et> iaculo* ist aber nicht auszuschließen; Vers 108: *fietne* erscheint nicht brauchbar, vielleicht mit Leo *ei, bene ambula* (vgl. Bertini); Vers 114 könnte allenfalls a parte gesprochen sein; Vers 135: *elavi bonis* wäre zu erklären (vgl. Hofmann-Szantyr 106 und Bertini, ad loc.); Vers 145: *mansuetem* (Nonius) geht natürlich auch auf eine Edition des Plautus zurück (vgl. Lindsay, Nonius Marcellus’ Dictionary of Republican Latin, passim); Vers 173: *officium* (*\*opi-faciom*) steht für die typische Tätigkeit (vgl. Rez. zu Aul. 404; As. 380); Vers 247: zu *experi* vgl. Cist. 221 *experitur*; Vers 276 würde ich so auffassen, dass Leonida (gleichsam) seinen Rücken für Schläge zur Verfügung stellt; Vers 393: Zu elliptischen *quid*-Fragen vgl. Stockert, Quad. Urb. 29, 1978, 83ff.; Vers 435: *eo* müsste erklärt werden: Abl. comp. in Konkurrenz mit *quam ille est* (vgl. Bertini, ad loc.), cf. Vers 492, Aul. 809f. und Rez. zur Stelle; Vers 445: *da, commoda* würde ich ironisch verstehen: „gib es nur (du bekommst es nicht



zurück)\*; Vers 480: vielleicht ist *memini* dem Libanus zuzuweisen: er könnte als Zeuge fungieren; Vers 495: zum Typus  $\lambda\upsilon\kappa\omicron\varsigma \epsilon\chi\alpha\nu\epsilon\nu$  vgl. zu Aul. 194; Vers 527: mediales *dēderis* im Sinne von *te dēdis* erscheint sehr problematisch; Vers 535: Die Annahme einer sexuellen Konnotation erscheint hier (trotz deren Häufigkeit bei *pati*) abwegig; Vers 547: *ulmorum* erscheint kaum sinnvoll (so aber auch Bertini); Nonius' *ulmorum* ist wohl mit Lindsay und Danese zu wählen; Vers 545ff.: Die Verse können in dieser Form nicht mit einem Anakoluth erklärt werden (vgl. aber auch Lindsay); Vers 558: Überliefert ist *nunc*, nicht *non*; trotzdem ist dieses (mit Gertz) zu wählen (*nunc* gehalten aber auch von Bertini); Vers 561: *ubi ero infidelis fueris* kann wohl nicht auf die konkrete Situation bezogen werden; Vers 565 *artitos* steht im Codex Turnebi (der mit P gleichwertig ist), vgl. C. Clementi, La filologia plautina negli Adversaria di Andrien Turnèbe, Alessandria 2009, 86ff.; Vers 603: *pedem discedat*: vgl. zu Aul. 57; Vers 611: Die Änderung von *tibi* zu *mihi* erscheint mir unumgänglich (gehalten aber auch von Bertini; H.: „dass du dir das Leben verlieren wirst“); Vers 620: *lacrumantis* (Nom. Pl.) wäre zu belegen (vgl. Gerschner, Deklination 138); Vers 656: Hier ist wohl die Crux nötig (*salus interior corporis* Bothe, Bertini, de Melo); Vers 738ff.: Für Väter, die sich mit der Geliebten der Söhne vergnügen (dürfen), vgl. die Exodos der Bacchides; Vers 757: *neminem!* als Einwurf, einhergehend mit Ellipse des Verbs, erscheint kaum plautinisch; Vers 761ff.: Zur Schreibfähigkeit der Hetäre vgl. den Brief Phoeniciums im Pseudolus; zu *epistulā* vgl. Gerschner, Deklination 26ff.; Vers 870f.: *censeo* mit abhängendem AcI passt nicht, es müsste eine Vergangenheitsform (z. B. *censueram*) stehen, vielleicht ist mit Leo (*rata*) zu ergänzen; Verse 894–905 (vor allem in der Appendix, p. 288ff.): An der Lösung H.s für diesen locus desperatus (der u. a. nur schwer erklärliche Verstaltungen in den Hss. aufweist) stört der (in der Überlieferung freilich vorgegebene) Übergang 899 ARG. *quid ais, pater ...* 896 ART. *ain tandem* (Artemona, a parte redend, unterbricht Argirippus; dieser setzt nach drei Versen fort mit *ecquid matrem amas?*, 900); die Umstellung von 902f. an die Stelle von 896–898 erscheint hingegen plausibel (nicht so de Melo, der auch 899 an der überlieferten Stelle belässt, da sie mit 900 gekoppelt erscheint); vielleicht stellen 902f. und 896–898 Dubletten aus der Frühgeschichte des Textes dar; Vers 938 würde ich als feigen Rechtfertigungsversuch des Sohnes auffassen, wie schon zuvor 931. – In einer Appendix behandelt H. vor allem Metrica: Er gibt eine Übersicht über alle Hiäte in der *Asinaria* (und deren Klassifikation nach dem Artikel Gregor Maurachs in Acta Classica, 1971), sowie (dies wohl überflüssig und manchmal zu hinterfragen) über alle Fälle von IK (getrennt nach ihrem Aufscheinen in der ‚Hebung‘ bzw. der ‚Senkung‘), und er versucht, bei dem kurzen Canticum 127–138 die metrische und die gedankliche Ebene sinnvoll miteinander in Beziehung zu setzen (dies nach den Arbeiten Maurachs und Brauns). Abschließend steht ein reiches Literaturverzeichnis, in dem an neueren Büchern neben Cesare Questas Metrica vor allem das Buch Wolfgang de Melos, The Early Latin Verb System, Oxford 2007 fehlt, sowie die schon mehrfach zitierte Arbeit Gerschners. – Abschließend sei noch erwähnt, dass in diesem insgesamt gut brauchbaren Buch eine Reihe von (meist unbedeutenden) Druckfehlern stehen geblieben ist.

Walter Stockert

L'Atellana letteraria. Atti della Prima Giornata di Studi sull'Atellana (Succivo, 30 ottobre 2009). Urbino: Quattro Venti 2010. 169 S. ISBN 978-88-392-0000-0

Der Band umfasst die Vorträge, die anlässlich der ersten Giornata di Studi sull'Atellana in Succivo gehalten wurden. Nachdem das internationale Zentrum für plautinische Studien

(CISP) von Urbino in der Geburtsstadt des Plautus, Sarsina, schon viele Jahre lang die *Lecturae Plautinae Sarsinates* abgehalten hatte (spiritus rector all dieser Initiativen war Cesare Q u e s t a) und nach umfangreichen Vorarbeiten ab 2001 auch die ersten Bände der neuen Plautus-Edition erschienen waren, wandte man sich nun auch der oskischen Stegreifposse zu, die erst im frühen 1. Jh. v. Chr. mit Pomponius und Novius ihre schriftliche Ausformung erfuhr. Drei der profiliertesten Mitarbeiter Questas, R. R a f f a e l l i, R. M. D a n e s e (beide Urbino) und S. M o n d a (Molise) bildeten das wissenschaftliche Komitee, G. P e t r o c e l l i, der Präsident des Archeoclub di Atella, zeichnete für die Organisation verantwortlich. Geplant ist, wie die Verantwortlichen einleitend feststellen, die Edition der Fragmente der Atellane (mit Übersetzung und Kommentar) sowie, analog zu den *Lecturae Sarsinates* und den *Seminari Plautini* in Urbino, eine Reihe von Giornate, die sich den verschiedenen Aspekten der fabula Atellana widmen sollen. Der vorliegende Band legt die fünf Vorträge der ersten Giornata vor, erweitert um zwei schriftlich eingesandte Beiträge.

Nach einer kurzen Vorstellung des Projektes durch G. P o l a r a, der auf die Bedeutung derartiger Initiativen für die Erhaltung unseres kulturellen Erbes hinweist (9ff.), spricht E. L e f è v r e über „Atellana e Palliata: gli influssi reciproci“ (15ff.). L e f è v r e weist eingangs darauf hin, dass das Verhältnis zwischen den beiden Literaturgattungen komplex sei: einerseits unterliege die römische Komödie vor allem des Plautus, ihrerseits eine Umsetzung der griechischen Nea, starkem Einfluss der vorliterarischen Posse (L e f è v r e bringt eine Reihe von Partien, wo dieser Einfluss evident erscheint), andererseits übe sie selbst auf die literarische Ausformung der Atellane großen Einfluss aus: Können wir für die mündliche Posse ganz simple Handlungsstrukturen (Intrigen, Verkleidungskomödien und Ähnliches) annehmen, haben wir für Pomponius und Novius, gewiss unter dem Einfluss der fabula palliata, mit etwas anspruchsvolleren Dramen zu rechnen; auch die Metrik scheint bei diesen Autoren unter dem Einfluss des höheren Genres die einfachsten Strukturen (versus quadratus) überwunden zu haben. – Einen reichen Beitrag zur Überlieferungsgeschichte der Atellane bietet M. d e N o n n o mit seinem Vortrag „I grammatici e la tradizione dell’Atellana letteraria“ (37ff.), der u. a. instruktive Tabellen zu den Überlieferungsträgern bietet, unter denen wieder Nonius Marcellus (4. Jh.) der bei weitem wichtigste ist. Zeugnisse in der römischen Literatur gibt es nur ganz wenige (z. B. wird Novius dreimal bei Cicero zitiert, ganz wenige Zitate bei Gellius und Fronto): die Grammatiker sind unsere Hauptquelle. D e N o n n o bietet wichtige Untersuchungen zu den Quellen der *grammatici*, insbesondere auch zu der besonderen Quellenlage des Nonius, der in so später Zeit noch einige Texte der Atellanenautoren zur Verfügung hatte. – Zur geplanten Edition der Atellane spricht dann S. M o n d a, „Per una nuova edizione dei frammenti dell’Atellana“ (69ff.): die Ausgabe wird den Prinzipien folgen, die für die editiones Sarsinates festgelegt wurden: doppelter Apparat (Quellen; eigentlicher apparatus criticus), conspectus metrorum, Präzision in der Zuschreibung der Konjekturen und in den bibliographischen Angaben. An einigen Beispielen zeigt M o n d a, dass sich die wissenschaftlichen Grundlagen seit den Editionen Ribbecks (3. Aufl., 1898) und Frassinettis (2. Aufl., 1967) entscheidend geändert haben: z. B. wird die rätselhafte Abkürzung *d. o.* bei Pompon. 47 R.<sup>3</sup> eingehend besprochen und richtig für die Crux plädiert. In Nov. 67 R.<sup>3</sup> erscheint mir hingegen ein jambischer Oktonar der Form *neque umquam <homo> vidit rōstrum <in> tragoedia tantum Titi* überhart: es bleibt beim locus desperatus. – R. R a f f a e l l i versucht in seinem Beitrag „L’Atellana letteraria: temi, metri, modelli“ (83ff.) vor allem ein Bild von den (gewiss relativ simplen) Handlungen der Atellane zu entwerfen: z. B. dürfte es sich bei Pomponius’ *Prostibulum* um eine Reihe von einfachen Intrigen handeln; Obszöni-

täten und Trivialitäten, die dem Genus inhärent sind, werden konstatiert. Eine interessante These legt Raffaelli zur Herkunft des Dossennus vor: vielleicht solle diese in ihrer Intelligenz die anderen Stegreiffiguren (Pappus, Maccus) überragende Gestalt nur ganz allgemein mit den Etruskern verglichen werden („all’Etrusca“). Im Weiteren weist der Verf. auf die Bedeutung der Klangfiguren für das Genus hin (ebenso D a n e s e, s. u.) und stellt eine Hypothese für die διαδοχή der Metrik auf. – Im letzten Originalbeitrag, „Stile e sesso nei frammenti dell’Atellana letteraria“ (101ff.), weist R. M. D a n e s e auf die Problematik hin, die bei der Beurteilung von Stilfiguren, aber auch von lexikalischen Besonderheiten durch den fragmentarischen Zustand der Überlieferung entsteht. Er bespricht das mehrfach behandelte Fr. 152 R.<sup>3</sup> mit dem wohl eine Obszönität andeutenden Versschluss *panem petent* (manche konjizieren *penem petent*; doch werden Sexualorgane vorwiegend indirekt angedeutet, während *cacare* durchaus geläufig ist). R. M. D a n e s e gibt viele sehr hübsche Beispiele für die Omnipräsenz von Klangfiguren. – W. d e M e l o nützt in seinem Beitrag „The language of Atellan farce“ (121ff.) für das Überwiegen von sprachlichen Besonderheiten in der insbesondere auf Grammatikern beruhenden Überlieferung der Atellane die signifikante Parallele der Plautusfragmente und bespricht die zahlreichen Besonderheiten, vor allem der Formenlehre (z. B. Aktiv statt Deponens; Besonderheiten des Genus der Substantiva; besondere Adverbbildungen), während die Syntax weniger auffällig erscheint (z. B. Nov. 57: *praesente omnibus*; solches auch Pl. Amph. 400 [anders die Hss., denen die meisten Editoren folgen]; Ter. Eun. 649). D e M e l o betont die unberechenbare Selektion seitens der Grammatiker, die auch sehr Auffälliges nicht immer kommentieren. Bezüglich der Lexis weist er z. B. auf die Obszönitäten hin, die bei Plautus und Terenz gemieden werden. – E. D e b o u y, The titles of the Atellana, an attempt at a typology (157ff.), meint in ihrem Beitrag, dass wir aus einem Titel den Inhalt eines Dramas oft eher erschließen können als aufgrund der Fragmente (z. B. Mythenparodien; Typen der oskischen Posse in bestimmten Situationen). Doch wird man hier weitere Schlüsse nur mit großer Vorsicht ziehen dürfen.

Insgesamt stellen die in diesem Band veröffentlichten Vorträge einen wichtigen Beitrag zur Erforschung einer Literaturgattung dar, die zuletzt insbesondere durch die Forschungen der Freiburger Schule auch für die Beurteilung der plautinischen Komödien große Bedeutung erhalten hat.

Walter Stockert

\* \* \*

Censorinus, Über den Geburtstag. Lateinisch und deutsch. Eingeleitet, übersetzt und kommentiert von Kai B r o d e r s e n. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012. 160 S. (Edition Antike.) ISBN 978-3-534-18154-4

Censorinus, Das Geburtstagsbuch. Übersetzt und erläutert von Kai B r o d e r s e n. Darmstadt: Primus Verlag 2011. 120 S. Ill. ISBN 978-3-89678-752-1

Das Geburtstagsbuch des Censorinus, das ein Welt- und Wissenschafts-Panorama aus dem Jahre 238 n. Chr. als Geschenk darbietet, hat nicht immer die Beachtung erhalten, die eine solche Zusammenstellung des Allgemeinwissens einer Zeit verdient – ganz im Gegensatz zur Popularität, die das Werk im Mittelalter und in der Neuzeit hatte und die zu einem

Erstdruck bereits im Jahr 1497 führte (bei Benedictus Hector in Bologna). B. legt den Text, drei Jahrzehnte nach der Ausgabe und Übersetzung von Klaus Sallmann (Leipzig: Teubner 1983 und 1988), nunmehr in zwei Publikationen vor, einer Übersetzung mit allgemeinen Anmerkungen, und einer mit dem lateinischen Text versehenen Übersetzung und einigen editorischen Erklärungen, die sich im Wesentlichen aus einer Neulesung des prachtvollen Kölner Pergamentcodex aus dem 7./8. Jh. ergeben haben (Erzbischöfliche Diözesan- und Dombibliothek zu Köln, Nr. 166). Die oft fehlerhafte, von mehreren Händen korrigierte Textfassung des Coloniensis hat B. ausführlich dokumentiert und in einen mit allen philologischen Werkzeugen erstellten Text gebracht.

Der Nutzen, den der Text (gegliedert in zwei Teile: Geburt und Tag der Geburt – ‚Zeit‘ und ‚Ewigkeit‘) bietet, lag allerdings nicht in der Absicht des Verfassers, denn dieser wollte den 49. Geburtstag des Adressaten als ein besonders wichtiges Datum preisen: sieben Jahrsiebente und die sich daran anschließenden numerologischen Folgerungen, die in einigen Exkursen auch Ausführungen zur Musiktheorie, zu Experimenten mit Tönen und Tonhöhen, zur mathematischen Darstellung von Tönen umfassen. Über all dies referiert B. in beiden Ausgaben jeweils in der Einleitung.

Censorinus ist von großem Interesse für die Kenntnis antiker Wissenschaftsgeschichte und eine Quelle für Medizin, Astrologie, Zeitrechnung, Numerologie, Maßeinheiten, Zeitmessung, Musiktheorie, denn er belegt seine Ausführungen mit vielen Zitaten: Péter Forisek hat die Quellen zusammengestellt (Censorinus and his work *De die natali*, PhD thesis, University of Debrecen 2003): 37 philosophische Texte, 32 Belege für Zeitrechnung werden zitiert, am häufigsten M. Terentius Varro (13mal), Pythagoras (12mal), Aristoteles (9mal), Empedokles, Hippon, Anaxagoras, Demokrit, Julius Caesar – die nachweislich benutzten Quellen Plinius und Gellius sind allerdings nicht namentlich erwähnt (jeweils zu 24ff.). Erhellend auch für die Art, wissenschaftliches Material zu nützen und zusammenzustellen, ist die Behandlung der Fragen der Zeitrechnung, denen Censorinus besondere Aufmerksamkeit widmet: das lunare Jahr des Romulus, das Prä-Julianische lunar-solare Jahr und auch die solare Julianische Zeitrechnung werden mit allen verfügbaren, für die Einteilung der Zeit verwertbaren Gliederungen verglichen und versuchsweise harmonisiert. Und wenn Censorinus all dieses Wissen auch als enkomastische Topik benützt, um die Bedeutung des Geburtstages seines Adressaten, des Senators Q. Caerellius zu feiern, ist es für uns eine der Hauptquellen unseres Wissens über Fragen der Periodisierung und des römischen Festkalenders.

*Herbert Bannert*

Le traité de Porphyre contre les Chrétiens. Un siècle de recherches, nouvelles questions. Actes du colloque international organisé les 8 et 9 septembre 2009 à l'Université de Paris IV-Sorbonne, édités par Sébastien Morlet. Paris: Institut d'Études Augustiniennes 2011. 462 S. (Collections des Études Augustiniennes. Série Antiquité. 190.) ISBN 978-2-85121-245-0

Der vorliegende Kongressband enthält die Beiträge eines internationalen Kolloquiums, das an der Universität von Paris im September 2009 zum Thema der verlorenen Schrift *Contra Christianos* des Porphyrius stattfand. Die Forschungen auf diesem Gebiet erhielten vor allem in den letzten Jahrzehnten durch neue Hypothesen und nicht zuletzt durch die Entdeckung neuer Fragmente wichtige Impulse. Der Band gliedert sich in drei Teile: Der Text von *Contra Christianos*, die antichristliche Argumentation des Porphyrius und das Nachleben

des Werks. Die vier Beiträge des ersten Abschnitts (S. Morlet, A. Laks, A. Magny, O. Munnich) behandeln in Auseinandersetzung mit neuen Textausgaben bzw. Übersetzungen (Berchman, Ramos Jurado, Muscolino) und der bis heute noch immer als maßgeblich erachteten Ausgabe des Adolf von Harnack (1916) vorwiegend methodologische Fragen der Sammlung, Anordnung und Identifizierung von Fragmenten eines Werks, das genauso verloren ist wie seine Widerlegungen durch Methodius, Eusebius oder Apollinaris von Laodikea und nur durch den selektiven Filter christlicher Autoren, die ihrerseits oft nur indirekt vom Werk Kenntnis haben, in wenigen Bruchstücken auf uns gekommen ist. Sébastien Morlet lässt seiner ausgewogenen Darstellung der Problem- und Forschungslage (28: „comment évaluer la réception d'un traité dont on ne sait pratiquement rien?“) einen Anhang mit mehreren ‚neuen‘ Fragmenten folgen: Hier sei angemerkt, dass man, wenn in Appendix I c und d zwei Textstellen aus dem augustischen Corpus, die sich auf die *Sex quaestiones contra paganos expositae* (= Aug. epist. 102) beziehen, als neue Fragmente angeführt werden, mit gleichem Recht auch die Erwähnung des Werks im Indiculus, den Possidius seiner Augustinusvita anhängt, als Ergänzung zu Zeugnis 21 (Harnack 38) reklamieren muss (Poss. Indic. I 21: *quaestiones contra Porphyrium expositae sex*). André Laks, der das Problem aus dem Blickwinkel eines Editors der Vorsokratiker-Fragmente betrachtet, schlägt für Porphyrius eine Ordnung der Fragmente nach den drei Bereichen Biographie, Lehre und Rezeption vor. – Die zwei Beiträge von Ariane Magny und Olivier Munnich behandeln am Beispiel zweier Autoren, die Porphyrius verwenden (Hieronymus bzw. Makarios Monogenes) die Schwierigkeit, aus einem polemischen christlichen Text zuverlässige Informationen über den Text des Porphyrius zu gewinnen; Munnich legt einige Vorschläge zur Verbesserung des Texts des Monogenes vor und weist vor allem darauf hin, dass der Wortlaut der von Porphyrius verwendeten Bibelzitate von einem christlichen Autor überarbeitet wurde. – Im umfangreichen zweiten Teil werden verschiedene Aspekte der Lehre des Porphyrius untersucht. Marco Zamboń diskutiert in seinem materialreichen Forschungsüberblick die Frage, in welcher Beziehung Porphyrius und Origenes zueinander stehen und ob die in den Quellen genannten Personen mit Namen Ammonius bzw. Origenes jeweils identisch oder voneinander zu scheiden sind; er kommt zur Lösung, dass die Identität der beiden Träger des Namens Origenes eher unwahrscheinlich ist, dass aber Porphyrius den heidnischen Platoniker Origenes mit dem gleichnamigen Kirchenschriftsteller verwechselt. Die meisten anderen Beiträge des Mittelteils gehen jeweils von einem konkreten Fragment aus und diskutieren dessen Thema im Kontext mit anderen Schriften des Porphyrius und antipaganer christlicher Literatur. Aaron P. Johnson behandelt, ausgehend vom einzigen Beleg des Wortes ἑλληνίζειν in fr. 39, den ‚Hellenismus‘ des Porphyrius; Bernard Poudéron setzt sich anhand von fr. 78 (im Zusammenhang mit Ex. 22,27) mit dem Problem des Monotheismus auseinander; Richard Goulet untersucht ausgehend von Zitaten des Makarios Monogenes die Haltung des Porphyrius in Bezug auf die Allmacht Gottes; John Granger Cook stellt den Begriff *lex Christiana* (fr. 81) in das Zentrum seiner Untersuchung und vergleicht ihn mit den Vorstellungen des Porphyrius zu Kult, Opfer und Erlösung; Luc Brisson arbeitet auf Basis von fr. 86 Unterschiede und Übereinstimmungen zwischen christlicher und neuplatonischer Logoslehre heraus. Den Abschluss des zweiten Abschnitts bildet der Beitrag von José M. Zamora über die Gottheit Christi, der sich, da er einen thematischen Überblick über das gesamte Werk bietet, gut als Einführung geeignet hätte. – Der dritte Teil steht im Zeichen der Wirkungsgeschichte von *Contra Christianos*, dessen Übereinstimmungen und Unterschiede anhand von Werken des Gregor von Nyssa (Volker Henning Drecoll), anhand des Daniel-

kommentars des Hieronymus (Régis Courtray), der christlichen Quaestionesliteratur (Claudio Zamagni), der *Sex quaestiones contra paganos expositae* (= Aug. epist. 102) des Augustinus (Isabelle Bochet) und des Werks *Contra Galilaeos* des Julianus Apostata (Jean Bouffartigue) untersucht werden. Gillian Clark diskutiert die Diskrepanz zwischen dem negativen Urteil christlicher Autoren über Porphyrius und den Aussagen Augustins in *De civitate dei*, Porphyrius habe in vielem eine dem Christentum ähnliche Auffassung vertreten, und endet mit dem skeptischen Urteil: „But does it follow ... that we need to invest so much speculation in the possible content, and possible readers of a possible work by Porphyry against the Christians?“

Wegen der äußerst ungünstigen Quellenlage kann der vorliegende Band natürlich keine definitiven Lösungen bieten; er leistet jedoch einen wichtigen Beitrag zur Diskussion und Bewertung eines Buches, dessen Gedanken von christlichen Autoren aufs Schärfste bekämpft wurden und dessen Vernichtung von den Kaisern Konstantin und Theodosius II. angeordnet wurde. Die Wiederauffindung des Werks oder zumindest einer seiner Widerlegungen (was nach Ansicht des Herausgebers sehr unwahrscheinlich ist) würde zahlreiche bekannte Probleme klären und zugleich neue aufwerfen.

Clemens Weidmann

Flori Lugdunensis expositio in epistolas beati Pauli ex operibus s. Augustini. Pars III in epistolam secundam ad Corinthios, in epistolas ad Galatas, Ephesios et Philippenses, cura et studio Paul-Irénée Franssen o.s.b., Luc de Coninck, Bertrand Coppieiers 't Wallant, Roland Demeulenaere. Turnhout: Brepols 2011. XXXII, 566 S. (Corpus Christianorum Continuatio Mediaevalis. 220B.) ISBN 978-2-503-05205-2

Das vorliegende Buch ist der dritte Band der kritischen Edition der Exzerpte des Florus von Lyon, der aus verschiedensten Schriften des Augustinus Erklärungen zu den Paulusbriefen zusammentrug und auf diese Weise einen fast vollständigen augustinischen Pauluskommentar kompilierte. Dass die lange erwartete Edition mit dem dritten und letzten Band eröffnet wird, liegt daran, dass nur der in dieser Edition behandelte Textabschnitt (2 Cor. – Phil.) in der Handschrift *L* (= Lyon, BM 484 und Paris, BN Baluze 270, ff. 72<sup>bis</sup> – 73) erhalten ist, die unter Aufsicht und Mitwirkung des Florus von diesem (Hand F) und drei weiteren Schreibern geschrieben wurde und damit den Rang eines ‚Originals‘ einnimmt. Für die anderen Teile des Texts werden die Editoren nur auf die möglicherweise in Lyon angefertigte Abschrift der Handschrift Troyes, BM 96 (*T*) und andere, jüngere Textzeugen zurückgreifen können; diese Textzeugen werden in der vorliegenden Edition nur an jenen Stellen berücksichtigt, an denen *L* unlesbar geworden ist (vor allem durch Brand- und Wasserschäden am Anfang und Ende). Daher wurde die Präsentation der in diesem Band nur sekundären Textzeugen auf den ersten Band aufgespart und nur die Handschrift *L* in der Einleitung detailliert vorgestellt.

Besonderes Augenmerk wurde der Orthographie und der Interpunktion (insbesondere im Vergleich mit den erhaltenen Handschriften, die Florus für seine Exzerpierung benutzte und adnotierte) geschenkt. Bei der Textedition bemühten sich die Herausgeber, so weit dies vertretbar schien, den Wortlaut von *L* diplomatisch zu reproduzieren. Vier Apparate begleiten den Text: Ein quellenkritischer Apparat informiert über den Fundort des exzerpierten Abschnitts in den maßgeblichen modernen Editionen; mehrere Exzerpte sind nicht direkt aus

Augustinus, sondern aus Prosper, Caesarius, Eugipp und vor allem aus den *Collectanea in apostolum* des Beda Venerabilis, in dessen Tradition das Werk des Florus steht, übernommen. Dazu kommt noch ein Exzerpt aus der pseudo-augustinischen *Collatio cum Pascentio*. Der Bibelapparat schlüsselt Zitate von und Anspielungen auf Stellen aus der Heiligen Schrift auf. Der textkritische Apparat beschränkt sich im Wesentlichen auf Angaben zu Lücken, Interpunktion, Orthographie und Korrekturen in *L*. Ein vierter Apparat vergleicht – soweit möglich – die Textfassung von *L* mit der Textfassung der von Florus verwendeten Handschriften; ein Vergleich des Florustexts mit den kritischen Editionen der Quelltexte wird nicht geboten. Der von Luc Jo c q u é sorgfältig erstellte Index fontium (551–566) erleichtert den Zugang zu dieser Edition und berichtigt zwei Druckfehler des Editionsteils (exc. 2 Cor. 118 [p. 101] stammt aus *Enarratio in Psalmum* 38 und nicht aus 28, exc. Eph. 125 [p. 438] aus *Enarratio in Psalmum* 34 und nicht aus 84). Den Herausgebern ist zu diesem nicht nur für die Mediävistik, sondern auch für die Augustinusforschung wichtigen Beitrag zu gratulieren, und es ist zu hoffen, dass das gesamte Kompendium des Florus möglichst bald in einer Edition von gleicher Qualität vorliegt.

Clemens Weidmann

Suger. Spisy o Saint-Denis. Překlad, úvodní studie a poznámky Iva Adámková. Praha: Oikumene 2006. 423 S. Ill. (Knihovna středověké tradice. 15.) ISBN 80-7298-155-2

Der vorliegende Band bietet die erste tschechische Übersetzung der drei Schriften Sugers von Saint-Denis (1081–1151), die mit dem Benediktinerkloster Saint-Denis, dem Bestattungsort der französischen Könige, zusammenhängen: *Ordinatio De consecratione, De administratione*. Nach einer ausführlichen Einführung in den Stand der Forschung, einer Einleitung zu Saint-Denis und zur Person Sugers analysiert die tschechische Mediävistin Iva Adámková Inhalt und Aufbau der drei Schriften und unternimmt den Versuch einer Bestimmung ihrer literarischen Gattungen. Zwei weitere Abschnitte der Einführung sind dem liturgischen Hintergrund der Einweihung der Reliquienaltäre und Sugers künstlerischem Konzept, das er mit den Umbauten verfolgte, gewidmet. Den lateinischen Text übernimmt die Verfasserin mit geringfügigen Änderungen in Orthographie und Interpunktion aus der kritischen Ausgabe von A. Speer-G. Binding (Hg.), Abt Suger von Saint-Denis. Ausgewählte Schriften *Ordinatio, De consecratione, De administratione*, Darmstadt 2000. Auf einen textkritischen Apparat wird verzichtet, einzelne Varianten werden in den Anmerkungen diskutiert. Die gut lesbare tschechische Übersetzung wird von fast 800 Anmerkungen begleitet, die dem Leser eine Fülle an Informationen und Hinweise auf Fachliteratur bieten. Den Abschluss bilden eine Beilage mit mehreren Abbildungen, eine synoptische Tabelle der Quellen, die die liturgischen Feierlichkeiten zur Einweihung der Neubauten beschreiben, und ein umfangreiches Literaturverzeichnis. Sugers Schriften stellen ein einzigartiges Zeugnis zu Politik und Wirtschaft, Kunst und Liturgie am Beginn der Gotik dar; dass die Texte einer herausragenden Persönlichkeit des Hochmittelalters einem weiteren Leserkreis erschlossen wurden, ist der Verfasserin hervorragend gelungen.

Clemens Weidmann

Robert Turcan, Ouranopolis. La vocation universaliste de Rome. Contributions aux Séminaires internationaux „Da Roma alla Terza Roma“. Rom: CNR Consiglio Nazionale delle Ricerche – Paris: Éditions Publisud 2011. 196 S. (De Rome à la Troisième Rome. Documents et Études. 1.) ISBN 978-2-86600-615-0 ISBN 978-88-8080-122-1

Der Band versammelt zehn Beiträge, die T. im Rahmen des seit 1981 in Rom stattfindenden Seminars „De Rome à la Troisième Rome“ / „Da Roma alla Terza Roma“ präsentierte. Dieser jährlich stattfindende Kongress stellt es sich zur Aufgabe, durch interdisziplinäre Zugangsweise die Kontinuität der Rom-Idee vom antiken Rom selbst, über das byzantinische Konstantinopel bis zum sog. „Dritten Rom“, dem Moskauer Großfürstentum im 14. Jh., nachzuzeichnen. Der Titel „Ouranopolis“ ist programmatisch: diesen Namen gibt Athenaios von Naukratis der Stadt Rom, die zu seiner Zeit, im 2. Jh. n. Chr., bereits zum Sinnbild für die Eingliederung unterschiedlichster Kulturen unter eine Herrschaftsform geworden war (6,46). Die teils in den Kongressakten und verschiedenen Periodika publizierten, teils neuen Beiträge beschäftigen sich mit unterschiedlichen Aspekten zur Identität der Römer und zum römischen Selbstbild in Republik und Kaiserzeit. – (1.) „Rome éternelle et les conceptions gréco-romaines de l'éternité“ (9–34) untersucht die Ideologie der Römer, einen zeitlich unbegrenzten, ewigen Herrschaftsanspruch zu stellen, der, einmal von den hellenistischen Reichen übernommen, auf das eigene kosmologische, staatspolitische und religiöse System angewandt wird. Die Verankerung dieser Rom-Idee im Götterapparat durch die Personifikation der Dea Roma verbinde Religion und Staat aufs Engste und rechtfertige zudem das Kaisertum. Die Vorstellung von der Ewigkeit Roms sei nicht in absolutem, linearem Sinne zu verstehen, sondern vielmehr geprägt von periodischem Wechsel, zyklischer Wiederkehr und permanenter Erneuerung; dies implizierten sowohl die Begriffe *aeternitas*, *aeternus* und *αἰών*, als auch die Personifikationen von Janus / Aion, den Jahreszeiten sowie Phoenix. – Die Frage nach dem Universalitäts- und Herrschaftsanspruch der Römer wird in (2.) „Terminus et l'universalité hétérogène: idées romaines et idées chrétiennes“ (35–48) um einen Aspekt erweitert. Die Existenz des Imperium Romanum, das zunächst eher als geographische denn als politische Einheit verstanden worden sei, sei auf den Willen der Götter gegründet. Sie allein seien Garant für die Permanenz römischer Macht in einem von ethnischer Inhomogenität geprägten Mittelmeerraum. Die bereits von Heiden geübte Kritik an der räumlichen Expansion und die Feststellung des Werteverfalls der römischen Gesellschaft seien von christlichen Autoren aufgegriffen und weiterentwickelt worden. – In (3.) „Rome hors de Rome de Sertorius à Constantin: processus et modalités historiques d'une dissociation“ (49–59) illustriert T. den Bedeutungswandel, den die Rom-Idee spätestens mit Beginn der Kaiserzeit durchlief. Die nicht mehr durch ihr Territorium, sondern durch ihre politischen Repräsentanten definierte ewige Stadt werde nun symbolisiert durch den Kaiser. Die verschiedenen Krisenzeiten der ersten Jh. n. Chr. definierten die Identität Roms neu: Mit der Ausrufung von Kaisern in Provinzstädten werde die Rom-Idee von der alten Hauptstadt losgekoppelt und auf jeden beliebigen Ort anwendbar, „Rome est là où est l'empereur“ (56). – (4.) „Vieillesse de Rome, vieillesse du Monde“ (61–74) illustriert die Vorstellung, wonach die Evolution des Staates nach dem Muster der menschlichen Lebensalter ablaufe. Der römische Staat sei – bedingt durch die Ausdehnung seines Territoriums und den Wegfall äußerer Feinde – einem kontinuierlichen Wachstums- und Alterungsprozess ausgesetzt, der von römischen Historikern und Dichtern höchst unterschiedlich bewertet werde. Auch das Christentum greife den Topos des in die



Jahre gekommenen Roms auf und knüpfe daran seine eschatologische Lehre: das Ende der römischen Herrschaft bedeute zugleich auch das Ende eines Weltzeitalters. – (5.) „Images et idées romaines de la paix“ (79–98) beleuchtet den römischen *pax*-Begriff, der durch gegenseitiges Einverständnis zwischen Menschen und Göttern definiert werde; Frieden wie auch Krieg in der Welt könnten ausschließlich durch die Götter garantiert werden. Die von Augustus forcierte und in der Kaiserzeit zur offiziellen Herrscherpropaganda gehörige *pax*-Ideologie werde in der römischen Literatur vielfach negativ beurteilt: der im gesamten Reich erreichte Frieden ziehe ein politisches Vakuum und letztendlich den allmählichen Niedergang des Staates nach sich. – In (6.) „Empire romain et identités nationales“ (99–117) wird das Verhältnis des römischen Machtanspruches zur multiethnischen Welt des antiken Europa diskutiert. Jegliches Fehlen von staatlich gelenkten Assimilierungsversuchen während der Republik und in der hohen Kaiserzeit habe die weitgehende jurisdiktive und religiöse Freiheit sowie die nationale Identität der römischen Provinzen sichergestellt. Das pluralistische Weltbild des heidnischen Staates, das als Grund für die Langlebigkeit des Imperium Romanum angesehen werden könne, sei erst durch die vereinheitlichenden Tendenzen des Christentums aufgehoben worden. – (7.) „Rome œcuménique ou le monde en ville“ (119–143) ist eine Auseinandersetzung mit der Sicht der Römer auf ihre Hauptstadt in den ersten drei Jh. n. Chr. Rom, Weltstadt und Schmelztiegel der Kulturen, erfährt für seine baulichen Errungenschaften und seine gesellschaftliche Sonderrolle einmal Lob, einmal Tadel, kosmopolitischer Optimismus wechselt ab mit Kulturpessimismus. – In (8.) „Lois romaines, dieux étrangers et ‚religion d’état‘“ (147–159) wird das Fehlen einer Gesetzgebung konstatiert, die sich systematisch gegen andere religiöse Gruppen in Rom richtet. Ein Verbot fremder Gottheiten habe den Prinzipien des Polytheismus widersprochen. – (9.) „Problématiques païenne et chrétienne du ‚monothéisme‘ antique“ (161–169): Das polytheistische Heidentum zeige durch den Kaiserkult monotheistische Tendenzen, und umgekehrt spiegle das Christentum mit seiner Trinitätslehre und dem hierarchischen Modell der Engel und Dämonen polytheistisches Gedankengut. – Schließlich setzt sich (10.) „L’empereur et le *Genius populi Romani*“ (171–185) mit dem Verhältnis des römischen Kaisers zu Senat und römischem Volk auseinander. Die enge Verbindung des Kaisers mit dem *Genius Populi Romani* greife noch am Ende des 3. Jh. die Rom-Idee auf.

Nicole Kröll

Kai Ruffing, *Wirtschaft in der griechisch-römischen Antike*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012. VII, 136 S. (Geschichte kompakt.) ISBN 978-3-534-22836-2

Einen Überblick zusammenzustellen über die Wirtschaftsgeschichte der Antike – 1000 Jahre auf 136 Seiten, mit einer nicht immer guten Quellenlage und mit Methoden, die erst in letzter Zeit entwickelt wurden oder eigentlich immer noch fehlen – ist ein schwieriges, aber gelungenes Unternehmen, denn der vorliegende Band der instruktiven Sammlung von Gesamtdarstellungen in der Reihe „Geschichte kompakt“ informiert knapp und achtet besonders auf die Herstellung von Zusammenhängen. R. skizziert die für die Wirtschaftsgeschichte der Antike besonders interessante Entwicklung der Forschung und zeichnet den Weg nach, den die Wissenschaft erst nehmen musste, um entsprechende Themen in der Altertumskunde überhaupt zu entdecken. Der historische Überblick reicht von Homer bis in die Zeit Diokletians, ergänzt um Informationen zu den „Geographischen Voraussetzungen“, „Demographischen Voraussetzungen“, „Technik und Energie“, „Transport und Verkehr“; behandelt werden

auch die Landwirtschaft und die verschiedenen Arten des Waren- und Gütertransports. Eingestreute Zitate (leider oft außerordentlich knapp) geben immerhin eine Vorstellung von den Quellentexten. Zu wünschen wäre nur ein etwas einprägsameres, dem Stil eines Lehrbuchs entsprechendes Layout des Bandes, der sich im Übrigen als Informationsquelle sehr gut eignet.

*Herbert Bannert*

Friedrich Burrel - Holger Müller (Hrsg.), *Kriegskosten und Kriegsfinanzierung in der Antike*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2008. 307 S. Ill. ISBN 978-3-534-20920-0

Das Thema und die Durchführung dieses Bandes sind außerordentlich: gut recherchiert, detailgenau dargeboten und oft zum ersten Mal aufgearbeitet werden die – letztlich, nimmt man alle Quellen zusammen – gar nicht so schlecht bezeugten Dokumente über die finanziellen Kosten und Folgen der Kriegsführung in der Antike. Der Band präsentiert Ergebnisse des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts ‚Antike Kriegskosten‘, die an der Universität Mannheim im Februar 2007 präsentiert wurden. Aufgenommen wurden folgende Beiträge: Klaus Meister über die finanzielle Ausgangssituation des Peloponnesischen Krieges; Jürgen Malitz über die Angaben, die dem Geschichtswerk des Thukydides zur Frage der Kosten des Krieges zu entnehmen sind; Friedrich Burrel über ‚Sold und Verpflegungsgeld in klassischer und hellenistischer Zeit‘; Holger Müller über die Bedeutung und den Wert von Gesandtschaftsgeschenken während kriegerischer Auseinandersetzungen; Kai Brodersen über Ps.-Aristoteles, *Oikonomika* II und den Einblick, den die Schrift in die Finanzgebarung griechischer Poleis gewährt; Hans van Wees berichtet über Angaben, die wir über die Führung von Seekämpfen und die finanzielle Basis der Flottenoperationen aus Eretria besitzen; über die Verhältnisse in hellenistischen Städten hat Léopold Migeotte Material gesammelt. Von besonderem Interesse sind die Auswirkungen, die der Finanzbedarf von Kriegen in der Münzprägung hinterlassen hat, und die Methoden, diese Auswirkungen sichtbar zu machen (Wolfgang Szaivert), dazu kommt noch ein Spezialthema, die Tetradrachmen aus Thasos und die Balkankriege des 1. Jh. v. Chr. (Olivier Picard). Ein großer Zeitsprung, der aber in der Themenstellung anschließt, führt dann ‚(z)ur Verwaltung und Finanzierung der Kriegführung deutscher Fürsten im 15. Jahrhundert‘ (Uwe Tresp) und weiter zur Finanzierung von Kriegen ‚in der frühen Neuzeit, besonders im 18. Jahrhundert‘ (Niklot Klüßendorf). Ein anderer Themenkomplex führt zurück in die Antike: Beute und Reparationen, Kontributionen, Sachleistungen und Fragen der Entschädigung für Kriegsfolgen (Reinhard Wolters, Burkhard Meibner, Peter Kehne) und noch einmal, die Zeiten durchquerend, ‚Realeinquartierung als bürgerliche und bäuerliche Last. Unterhalt und Verwaltung von Militärbesatzungen im 17. und 18. Jahrhundert‘ (Jutta Nowosadtko), auch methodisch von hohem Interesse, wenn man davon ausgeht – und Thukydides hat es gültig formuliert –, dass Kriegsergebnisse und strukturelle Abläufe von kriegerischen Handlungen unabhängig von Zeiten und Umständen an sich immer gleich sind und gleich bleiben werden. – Umfangreiche Recherchen, Statistiken, genau angeführte Belege aus allen Bereichen der Forschung und ausführliche Literaturhinweise machen den Band unentbehrlich.

*Herbert Bannert*

\* \* \*

Anton Roschmanns lateinische Beschreibung der Ruinen von Aguntum. *Reliquiae aedificii Romani ad oppidum Tyrolense Lienz detectae vulgo das Zwergengebäu*. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Florian Martin Müller und Florian Schaffenrath. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2007. 128 S., 16 Tafeln (Commentationes Aenipontanae. 36. Tirolensia Latina. 6.) ISBN 978-3-7030-0434-6

Den Tiroler Gelehrten Anton Roschmann hat das Herausgeberduo Müller - Schaffenrath erst jüngst in einem Sammelband in den Fokus genommen (vgl. die Rez. der Verf.: Anton Roschmann [1694–1760]. Aspekte zu Leben und Wirken des Tiroler Polyhistor, hg. von Florian M. Müller und Florian Schaffenrath. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2010, in: WSt 124 [2011], 319–321). Mit „Anton Roschmanns lateinische[r] Beschreibung der Ruinen von Aguntum“ haben sie bereits 2007 einen Einblick in einen Teilbereich des großangelegten Innsbrucker Forschungsprojekts „Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol“ – und darüber hinaus – gegeben (Karlheinz Töchterle-Martin Korenjak, Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol. Ein Projekt am Institut für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck, NJ 4 [2002], 274–279): Ihr Ziel ist es, das seit über einem Jahrhundert bestehende Desiderat, sämtliche im Innsbrucker Ferdinandeum verwahrten lateinischen Roschmann-Handschriften in deutscher Übersetzung herauszugeben und damit einem breiteren Leserkreis zugänglich zu machen, wenigstens in einem Teilbereich zu erfüllen. (Adolf Bernhard Meyer gab 1906 anlässlich der Gründung des Lienzer Museums diese Anregung.)

Der ansprechende Band versteht sich als interdisziplinäre Untersuchung: Die „Einleitung“ (9–43) beginnt mit einer konzisen sozial- und gelehrten-geschichtlichen Einbettung (9–14), in der die 1738 als *Societas Silentiariorum* gegründete und ab 1741 unter dem Namen *Academia Taxiana* firmierende Innsbrucker Gelehrten-gesellschaft und ihr bedeutendes Mitglied Anton Roschmann vorgestellt werden und griffig-plakative Unterüberschriften wie „High Society“ (9) nicht fehlen. Es folgt eine Art Überleitung (14–19), in der „Vorgeschichte“ und „Struktur und Inhalt“ der *Reliquiae* und R.s „Methode und Vorbilder“ präsentiert werden: Mehrere Vorträge R.s über die „Zwergergelgebäude“ (alternativ „Zwergergelstadt“; die geringe Höhe der Gewölbe, v. a. aber der Hypokaustenanlagen, begünstigten die Entstehung der Sage, Zwergel hätten hier gewohnt) genannten, bei Lienz entdeckten römischen Ruinen sind bezeugt, wie den Tagungsakten der *Taxiana* zu entnehmen ist. Den *Reliquiae* schickt R. eine Begründung für deren Abfassung voraus und widmet sich danach der Technik der Mosaikfußbodenverlegung, der Frage, ob *Loncium* (Lienz) eine *mutatio*, eine *mansio*, eine *civitas*, ein *municipium* oder eine *colonia* war, der Wort- und Bedeutungsgeschichte von *mansio*, weiters dem Diskussionspunkt, ob die *mansio* *Loncium* ein *oppidum* oder eine *civitas* war, und schließlich dem Ursprung der Bezeichnung „Zwergel-Gebäu(de)“. Am Ende stehen Exzerpte aus Vitruv und dessen Kommentator Guillaume Philandrier, Ergänzungen, die auf gelehrte Diskussionen in der *Academia Taxiana* zurückgehen dürften. – Seine Abhandlung zeigt, dass sich R. in eine bis in die Antike zurückreichende Tradition einordnet und zur Untrennbarkeit von Interpretation archäologischer Funde und deren Erklärung durch schriftliche Quellen unter Berücksichtigung des zeitgenössischen Antikebegriffs bekennt.

Vor der Behandlung der „Überlieferung der *reliquiae*“ und einem „Editionsbericht“ (40–43) wenden sich die Hg. in einem breit ausgeführten archäologischen Teil („Archäologische Grabungen und Forschungen im Bereich der Flur ‚Gline‘ in Nußdorf-Debant“; 19–40) dem Grabungsgelände, den zahlreichen Grabungen – die von R. 1746 durchgeführte eingeschlos-

sen (25–29) – und den lateinischen und deutschen Quellen (ab dem 16. Jh.) über die archäologischen Funde zu: Anfang des 18. Jh. erfolgte eine erste Grabung, weil man auf einen Schatzfund hoffte; stattdessen stieß man auf antike Überreste. R.s Grabung knapp 40 Jahre später war großflächiger angelegt. Seine Dokumentation der Grabungsarbeiten zeigt seinen Expertenstatus und zeugt von wissenschaftlichem Ethos: R. hat schriftlich niedergelegt, wie wichtig die Erhaltung der bereits gefundenen und in Zukunft (möglicherweise) noch hinzukommenden Ruinen sei. Systematisch weitergeführt wurden die Ausgrabungen 1753 durch den v. a. als Kartograph berühmt gewordenen Josef Anton Nagel, mit dem R. korrespondierte. Im 19. Jh. wurde das Grabungsgelände abermals erweitert; weitere Funde östlich des Debantbaches waren die erfreuliche Folge. Anfang des 20. Jh. fassten Adolf Bernhard Meyer und Augustin Unterforcher alle bisherigen Forschungsergebnisse zusammen (Adolf Bernhard Meyer - Augustin Unterforcher, *Die Römerstadt Aguntum bei Lienz in Tirol. Eine Vorarbeit zu ihrer Ausgrabung*, Berlin 1908) und nahmen dabei mehrfach auf R.s *Reliquiae* und *Inscriptiones* Bezug. Überdies gelang ihnen die Neuentdeckung einer Fülle von Mosaikwürfeln. 1912 und 1934 förderten weitere Grabungen weitere Funde zu Tage. Zuletzt belegte 2006 bereits eine Fülle oberflächlicher Funde im Rahmen des interdisziplinären Projekts „Anton Roschmanns lateinische Beschreibung der Ruinen von Aguntum 1746“ einen Siedlungskontext auf der Gline.

Den Hauptteil des Buches bilden Textedition (basierend auf dem Codex Dip. 935 aus der Sammlung Dipauliana der Bibliothek des Ferdinandeum) nebst deutscher Übersetzung (44–71) und ein ausführlicher Kommentar (72–106), der vielfältige Anregungen zu epigraphischer, literarischer und historischer Anschlussforschung bietet. Nicht zuletzt unter fachschriftstellerischer Perspektive ist das Aufzeigen der intertextuellen Bezüge zu ‚Ikonen‘ der römischen Fachliteratur wie Plinius dem Älteren oder Vitruv eine verdienstvolle Leistung, da damit neben der Wirkungsmacht der antiken Größen auch R.s Bildungshorizont dokumentiert wird. Die Hg. haben einem „Lesetext“ (43) den Vorzug gegenüber einer diplomatischen Abschrift gegeben, da die zahlreichen Einfügungen, Ergänzungen und Korrekturen die Perzeption erschwert hätten. Alle an Textkritik und -konstitution Interessierten finden jedoch eine exakte Dokumentation im Apparat.

Etwas gewöhnungsbedürftig ist die Anlage des Literaturverzeichnisses (107–113), das ohne die eine schnelle Orientierung garantierende Differenzierung in Primär- und Sekundärliteratur auskommt und durch ein Abkürzungsverzeichnis (114) erweitert ist. Eine gute Übersicht über das Buch ermöglichen ein Index locorum (125/126) und ein Index nominum (126–128). Die Tafeln, die en bloc in den archäologischen Abschnitt eingebunden und am Ende des Buches durch ein Abbildungsverzeichnis (115) ausgewiesen sind, vervollständigen die Beschreibungen der Mosaiken, Mauerreste und Gebäudestrukturen.

Leider inkonsequent ist die parallele Nennung unterschiedlicher Varianten von Werktiteln (*Itinerarium Antonini* versus *Antoninum* und *Itinerarium Hierosolymitanum* versus *Hierosolymitani*), nicht auf dem aktuellen Forschungsstand ist die Bezeichnung der *Historia Augusta* als *Scriptores Historiae Augustae*. (Dies mag jedoch dem Umstand geschuldet sein, dass die individuelle Biographiensammlung auch im oft und gern benützten Abkürzungsverzeichnis des Neuen Pauly in dieser überholten Form verzeichnet ist. – Hinzu tritt der [entbehrliche] Hinweis auf die umstrittene Autorschaft des Spartianus.) Ein uneinheitliches Bild der Präsentation ergibt sich zudem dadurch, dass im Kommentar eine Fülle von fremdsprachigen Texten beträchtlichen Umfangs zitiert ist, denen häufig, aber nicht durchgehend eine deutsche Übersetzung beigegeben ist. Gerade dort, wo eine Übersetzung hilfreich und die Auflösung von

Abkürzungen notwendig gewesen wäre (z. B. bei den epigraphischen Zeugnissen), wurde darauf verzichtet. So ist auch von den beiden lateinischen Appendices (116–124) nur einer ins Deutsche übersetzt: Appendix I enthält cap. 5,2 aus R.s *Inscriptiones et alia diversi generis Romana per omnem Tirolim monumenta*, das z. T. mit rel. O, 7–23 übereinstimmt. (Der Text ist aus Michael Hubers Wiener Dissertation übernommen: Anton Roschmanns *Inscriptiones*. Text, Übersetzung, Kommentar. Ein Beitrag zur Geschichte der Altertumskunde in Tirol, in zwei Teilen, Diss. Wien 2006.) Appendix II bietet die lateinischen Statuten der Academia Taxiana von Casimir Grustner. (Er übertrug Franz Anton Zeils deutsche Vorlage ins Lateinische; diesen Text haben die Hg. leider nicht abgedruckt.)

Den Hg. gebührt Anerkennung und Dank dafür, dass sie einen in seiner Zeit bedeutenden und in seinem Wirkungsbereich innovativen Gelehrten aus der unverdienten Vergessenheit geholt haben. Der archäologische Teil erweist R. als unverzichtbares Glied in einer Kette von Forschern und Entdeckern und sein Werk als (zumindest teilweise) bis heute unentbehrlich; der philologische bietet ein reizvolles Stück Fachliteratur, das durch seine gelungene Ponderierung zwischen wissenschaftlicher Vermittlungsleistung, literarischem Anspruch und Eintreten für respektvollen Umgang mit den Wurzeln der eigenen (und fremden) Kultur besticht. M. und Sch. schreiben über ein – recht spezielles – Stück Tiroler Wissenschaftsgeschichte, zeigen im editorischen Teil, wie eng Literatur, wissenschaftlicher Anspruch und spartenübergreifende Gelehrsamkeit im 18. Jh. verzahnt waren, und legen unterschiedlichsten Rezipienten (vom Philologen über den Archäologen bis zum [Lokal]historiker) etwas vor, aus dem jeder individuellen Nutzen ziehen kann – womit sich M. und Sch. ihrerseits in die Wissenschaftsgeschichte eingeschrieben haben.

*Sonja Schreiner*

\* \* \*

August F a s e l i u s, Sprichwörter des alten Rom. Leipzig: Reprint Verlag 2012. XVI, 276 S. ISBN 978-3-8262-3029-5

Der Reprint der Originalausgabe mit dem Titel „Latium oder das alte Rom in seinen Sprichwörtern“ (Weimar: Bernhard Friedrich Voigt 1859) ist eine Wiederaufnahme der bereits 1997 im Reprint Verlag Leipzig erschienenen Ausgabe. An das einleitende Vorwort zu Definition und Geschichte der Sprichwort-Literatur schließt im Hauptteil eine alphabetische Zusammenstellung der gängigsten lateinischen Sprichwörter an. Das fast durchgängige Fehlen von exakten Stellenangaben zu den literarischen Quellen der Sprüche und eines Namen- oder Sachregisters, alles Bedingungen für eine gelungene moderne Publikation, soll den historisch interessierten Leser nicht abschrecken. Der Band bietet neben wörtlichen Übersetzungen der lateinischen Sprüche ins Deutsche auch sinngemäß entsprechende deutsche Wendungen. Der beibehaltene Druck in Fraktur rundet die nostalgische Neuauflage ab.

*Nicole Kröll*

Karl-Wilhelm W e e b e r, Latin reloaded. Von wegen Denglisch – alles nur Latein! Darmstadt: Primus Verlag 2011. 128 S. ISBN 978-3-89678-751-4

Nach ‚RomDeutsch. Warum wir alle Lateinisch reden ohne es zu wissen‘ (Frankfurt am Main: Eichborn 2006) gelingt es dem Verf. erneut, die lateinische Sprache sowie „Themen der Alten Geschichte einem größeren Publikum zu vermitteln“ (79). Um die zahlreichen lateinischen Wurzeln der in der deutschen Sprache allgegenwärtigen Anglizismen aufzu-

zeigen, bedient er sich ebensolcher ‚denglischer‘ Wörter. Den Kern der in einem deutsch-englischen Sprachmix verfassten Texte bildet die Angabe der lateinischen Ursprungswörter zu den englischen Begriffen. Die in Klammer gestellten deutschen Übersetzungen sind dem Leser Verständnishilfe, das Layout – englische Wörter in Kursivdruck, lateinische in roter Farbe – erleichtert die Orientierung. Nach einem Einleitungskapitel, das ebendiese Vorgehensweise sowie die verwendeten Abkürzungen erklärt, wird in den folgenden fünf Kapiteln zu ausgewählten, aktuellen Themen der weitreichende Einfluss der lateinischen Sprache auf das Englische sowie – durch dessen Funktion als *lingua franca* und Modesprache – auch auf das Deutsche dargelegt. ‚Denglisches‘ Wortmaterial aus den Bereichen Freizeit, Finanzwirtschaft, Computer und IT, Wirtschaft und urbanes Leben wird etymologisch erklärt und auf die lateinische (bisweilen auch griechische) Wurzel zurückgeführt. Dabei kommen weder *styling*, *outfit* und *dress code*, noch *candle-light dinner*, *Champions League*, *computer*, *money* oder *abcashen* zu kurz. In einem „*Special*“ bedient sich der Verf. des ‚Denglischen‘, um Geschichten und Anekdoten fünf prominenter römischer Persönlichkeiten – Cäsar, Spartacus, Nero, Lucullus und der jüngere Cato – möglichst „*stylish*“ und mit „viel *pep* und *power*“ (77) einem modernen Lesepublikum näher zu bringen. Ein Register der lateinischen und englischen Wörter rundet das Buch ab. Insgesamt ein sehr informativer und erfrischender Beitrag zur Ubiquität des Lateinischen in unserer globalisierten Welt, empfehlenswert vor allem für Nicht-Fachleute, Schülerinnen und Schüler.

Nicole Kröll

## Die Wiener Studien im Internet

Online-Version (mit Suchmöglichkeit):

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Online-Publikationen  
verlag.oeaw.ac.at

Rezensionen:

[www.oeaw.ac.at/kal/rezensionen](http://www.oeaw.ac.at/kal/rezensionen)